

[s.n.]

Autor(en): **Pop-Iliev, Jordan**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **112 (1986)**

Heft 3

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schnitzeljagd auf der «Lindenstrasse»

In der «Lindenstrasse» wollte ich mich mal umsehen und geriet dabei unversehens in den Silvesterabend. Doch nach halb-stündigem Einblick in die Münchner Mietskaserne (worin diese ARD-Serie sich abspielt) wirbelte mir das silvesterliche Geschehen zusammenhangslos im Kopf herum, als hätte ich mir Gehirn und Magen mit deutschem Sekt verdorben.

Am ehesten noch erinnere ich mich an das Jahresende einer Lehrersfamilie: Papa ist sauer, weil die Mama keine Kosten gescheut hat, um den Vorstand des Tennisklubs zu einer feudalen Silvesterparty einladen zu können; von den also traktierten Herren wird erwartet, dass sie die Tenniskarriere des Töchterchens

fördern. Von Cocktailgläsern bis zum Cocktailfummel für den Teenager hat sie alles gekauft, was gut und teuer ist, und die anschwellende Wut des Gatten, nach dessen Dafürhalten solche Luxusinvestitionen ausserhalb der finanziellen Reichweite einer Lehrkraft liegen, explodiert im gleichen Augenblick, als die Schlüssel mit dem Kaviar, mütterlicher Unachtsamkeit wegen, auf dem Boden zerschellt. Und als schliesslich der dreiköpfige Vorstand verspätet und bereits etwas angeheitert erscheint, entpuppt sich der Präsident als ordinärer Dickwanst, der anstatt nach den giftiggrünen und bonbonroten Drinks nach einer Pulle Bier verlangt. Mit einem Anfall von Galgenhumor rettet aber der ausge-

beutete Vater doch noch den Abend für sein Kind.

Diese Idee hätte allenfalls für einen mittelmässigen Sketch ausgereicht, doch hier wurde die Familienszene nicht zusammenhängend ins Bild gesetzt, sondern sozusagen fetzenweise abgestottet. Dazwischen fetzten ebenfalls ratenweise banale Geschichtchen aus den allzu vielen Mietwohnungen.

Der deutsche Regisseur Hans W. Geissendörfer hat ein simples dramaturgisches Rezept: Mit hektischen Schnitten schnipselt er die jeweils in den Mietsstuben gedrehten Sequenzen kurz und klein und mischt die Schnitzel durcheinander, so dass der Zuschauer nie eine zusammenhängende Episode, sondern immer nur beziehungslos aneinanderge-

reichte Häppchen zu sehen bekommt. Diese Hackerei erstickt die allenfalls mögliche Spannung im Keime und lähmt die Lust, die unzähligen Schnipsel sozusagen als Puzzle im Geist wieder zusammenzufügen. So gewinnen die ohnehin nach gängigen Klischees dressierten Mieter kein Gesicht und keine Geschichte; wer nicht von Anfang an eingestiegen ist, wird keinen Anschluss an die zerfetzten Begebnisse finden. Der Identifikationseffekt, der um der Einschaltquoten willen von solchen Serien angestrebt wird, kann sich nicht oder bloss rudimentär entwickeln. Was soll denn da aus dieser «Lindenstrasse» werden, die nach verpatztem Beginn mehrere Jahre lang von Woche zu Woche laufen soll? Telespalter

Der Händedruck

Mit nicht geringem Schaudern lese ich vom Neujahrsempfang im Bundeshaus. Damit das glanzvolle Ereignis ins rechte Licht gerückt werden kann, heisst es dann beispielsweise in der Berichterstattung: Der

Von Gerd Karpe

Bundespräsident schüttelte 268 geladenen Gästen die Hand.

Bei derartigen Berichten drängen sich unwillkürlich Vorstellungen von grün- und blauegedrückten Händen, von Gelenkschmerzen und Muskelkater auf. Dem professionellen Händeschüttler ist nichts dergleichen anzumerken. Jedenfalls zeigt er es nicht. Seine Rechte funktioniert sozusagen vollautomatisch. Das muss er eisern trainiert haben wie ein Artist, dem die schwierigste Darbietung scheinbar mühelos gelingt.

Das Vertrackte am Händeschütteln ist, dass es jeder eigenhändig machen muss. Auch Mitmenschen, die in Zonen höherer Steuerprogression ein auskömmliches Dasein führen, können nicht sagen: Ich lasse schütteln. Wohl gibt es den herrschaftlichen Fahrer oder den Butler, aber der Job des freischaffenden Händeschüttlers ist bislang weitgehend unbekannt. Einer also, der anstelle seines Herrn gegen Entgelt

das oftmals lästige Schüttelgeschäft übernimmt.

Zum Händeschütteln gehört der Händedruck. Der ist, wie der Blutdruck, bei jedem Menschen verschieden. Am beliebtesten ist der gemässigte Händedruck, der keinem weh tut. Gefürchtet ist der betont männliche Händedruck, der bei jedem Gedrückten einen mehr oder minder versteckten Schmerzensschrei auslöst.

Das Gegenstück zum betont

männlichen ist der lasche Händedruck, von dem manche behaupten, er sei pflaumenweich. Genaugenommen kann hier von Händedruck überhaupt keine Rede sein. Der Handreicher hält seine fünf Finger dem Gegenüber hin, als leide er unter hochgradigem Muskelschwund. Zwischen diesen gegensätzlichen Arten von Händedruck gibt es noch viele Nuancen: den aufmunternden, den teilnahmslosen, den unwi-

derstehlichen oder den trostreichen Händedruck.

Der Brauch des Händeschüttelns ist umstritten. Während die einen ihn zu den menschlichen Grundbedürfnissen zählen, halten ihn die andern eher für eine bazillenfreundliche Gewohnheitssache. Tröstlich bleibt, dass der Händedruck zu jenen Druckverfahren gehört, bei denen kein Papier vergeudet wird.

